

# Meine Straße

Unser China-Korrespondent ist in einen Pekinger Hutong gezogen, eine dieser uralten Gassen, die in der unwirtlichen Hauptstadt wie letzte Relikte einer besseren Zeit wirken. Jetzt kann er tagsüber im Pyjama spazieren gehen, mitten in der Nacht einen Handwerker finden - und permanent Neues über China lernen. Ein Hutong, sieben Szenen.

VON KAI STRITTMATTER (TEXTE) UND STEFANIE THIEDIG (FOTOS)

## Ankunft

Erste Lektion: Hier weiß wirklich jeder alles über jeden

Es gibt Dinge, die finden die meisten Menschen bizarr oder zumindest kurios. Und es gibt Orte, an denen erscheinen dieselben Dinge ganz natürlich: Passanten im Schlafanzug auf dem Weg zum Gemüsehändler. Grün-gelb gebatikte Pudel (na gut, gebatik waren nur die Ohren und der Schwanz). Oder der Alte in Unterhemd, Shorts und Schlappen, der die Arme auf dem Rücken verschränkt, zwei Handwerkern zuguckt, ganz so, als habe er gerade im Vorübberschlendern innegehalten. Das würde nicht Aufsehen erregen, stünde der Mann nicht in dem Moment kernzergerade und offenen Mundes oben auf dem First eines Hausdachs.

Es war das Dach unseres Nachbarhauses. Wir wohnen jetzt im Hutong, in einer Pekinger Gasse. Meine Kinder startten mit großen Augen hoch zum Nachbardach. Sohn Nummer eins (6) rupfte an meinem Hemd. „Papa“, sagte er tonlos, „der Mann da“. Ich schaute auf. „Ihm, und?“ sagte ich. Ich war schon ein paar Wochen länger in Peking, man wird schnell aufgesogen im Hutongleben.

Als ich zum ersten Mal die Friseurin gegenüber besuchte, der ich nie zuvor begegnet war, da sagte sie: „Ah, der Deutsche mit den Kindern, herzlich willkommen“, und als ich nach 30 Minuten den kleinen Salon verließ, da wusste ich bis auf den Cent genau, wie viel Miete mein Vorgänger, ein Engländer, bezahlt hatte, und dass sie, die



Das hier war früher einmal einer der größten Tempel von ganz Peking. Dann kam die Kulturrevolution. Das kaputte Gelände wurde besetzt von mittellosen Zuzügligen, die ihre Hütten und Verschläge darauf errichteten. Jetzt spukts es. Und bald wird hier ein riesiges Hotel stehen.

## Spuk

In dieser Umwälzpumpe sind selbst Tempel nicht für die Ewigkeit gebaut

Komm mal mit, hatte der Alte am Ende der Leopardenhaussgasse gesagt, ich zieh mit, es sind baubeliebig ein Schatz. Vorbei am Straßenkomitee, dann, im Schatten des so gewaltigen wie gesichtslosen „Prime Hotel“ ein kleines Tor. Dahinter ein Gewirr enger Pfade. „Wieso bringst du den Ausländer hierher?“, schimpfte einer, bevor er die Tür seines Verschlags zuzog. „Soll er doch kommen“, rief ein anderer spöttisch, „sieh umgucken, in was für einem Glück wir hier leben. Unser ewiger Dank gilt dem Sozialismus.“

Eine andere Welt, nur ein paar Schritte vom Hochglanz-Peking entfernt, ein ganzes Viertel kleiner Hütten, Höhlen und Verschläge aus Pappé, Holz und Ziegeln. Zwischen Schutt und Schrott hier ein Chilipflänzchen auf dem Fenstervorsprung, dort ein paar blitzsaubere Vogelkäfige, aus denen es fröhlich zwitscherte. „Dort“, sagte der Alte, und zeigte hoch auf einen Dachfirst, der sich kaum sichtbar aus der Mitte der Hütten erhoht: ein eleganter Kamm aus schwarzen Ziegeln, geschmückt mit Reliefs. „Das war eine der Haupthallen des Tempels.“ Ein Tempel? Hier? Einer der größten Pekings. Der Fahaisi, der Tempel des Dharma-Ozeans, vom Kaiser selbst 1470 mit sechs eminenten Stelen besetzt. Noch vor 50 Jahren war der Tempel intakt, lebten dort Mönche. Dann kam die Kulturrevolution, Maos Rotgardisten mit ihrem Hass auf alle Tradition. Vom Fahai-Tempel sind nur mehr ein paar Balken übrig, ein paar Ziegel verbaut in

den Hütten der armen Zuzüglige, die ihn besetzten. Unter einer Mauer ragt ein Stück Marmorrelief hervor, der kaiserlichen Stelen, als Fundament verbaut. „Sieh dir das an“, sagt der Alte: „Sie reden den ganzen Tag von unserer kultivierten Nation. Sieht so Kultur aus?“

Unweit davon, im Schatten eines Perlschnurbaums, unser Ziel: inmitten all des Schutte eine übermannshohe Stele, bekrönt von einem Drachenrelief. Noch immer müde, in was für einem Glück wir hier leben. Unser ewiger Dank gilt dem Sozialismus.“

„Unweit davon, im Schatten eines Perlschnurbaums, unser Ziel: inmitten all des Schutte eine übermannshohe Stele, bekrönt von einem Drachenrelief. Noch immer müde, in was für einem Glück wir hier leben. Unser ewiger Dank gilt dem Sozialismus.“

„Unweit davon, im Schatten eines Perlschnurbaums, unser Ziel: inmitten all des Schutte eine übermannshohe Stele, bekrönt von einem Drachenrelief. Noch immer müde, in was für einem Glück wir hier leben. Unser ewiger Dank gilt dem Sozialismus.“



Die Freiwilligen des Nachbarschaftskomitees sichern jeden Tag unsere kleine Gasse.

## Haut

Oben ohne ist immer noch in

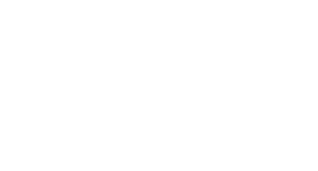
Ein Bambus, ein Steinlöwe, ein kleiner Hof. Drumherum, versteckt zwischen Mauern und Jahrhunderten, ein angeducktes Haus, dem es gefällt, sich unter überraschen Blicken in grobkörniges Schwarz-Weiß zu kleiden, ein Relikt aus einer Zeit, da Peking noch Peking war. Unser Haus.

Vor sieben Jahren, wenige Wochen nur bevor ich Peking verließ, erschöpft und frustriert von diesem Ort, da verkündeten die Stadtväter einen ihrer großen Pläne: Sie versprachen ihren Bürgern wortwörtlich, aus Peking eine „bewohnbare“ Stadt zu machen, und zwar bis zum Jahr 2020. Sie wollten eine „zum Leben geeignete Gemeinde aufbauen“. Vermög, verstaat, verraten und verkauft – in diesem Peking sollte also endlich menschliches Leben möglich sein. Weit gekommen sind die Plener dabei nicht.

Als die Zeitschrift *Foreign Policy* kürzlich Anschauungsmaterial suchte für ihren Artikel „Unbewohnbare Städte“, da fiel ihre Wahl auf die „urbane Ödnis“ in Chinas Metropolen. Peking kann unsagar depressimieren. Und Peking kann einem Geschenke machen, ganz unvermerkt, die das Herz schneller schlagen lassen vor Glück. Die Gasse, von der hier die Rede sein soll, und das Haus, das in ihr steht, sind solche Geschenke. Ein Hofhaus in einem Hutong, einer jener Gassen, von denen nicht mehr viele überlebt haben. Aus dem Hutong hat sich die Stadt einst erschaffen, hier ist Peking noch bei sich. Hier hat es sich menschliche Proportionen bewahrt, Nachbarschaft. Typen.

Die mit den nackten Bäuchen zum Beispiel. Die bang ye, die „Oben-ohne-Kerle“. Die Gassen sind ihr natürlicher Lebensraum. Kurz bevor ich Peking verließ, hatte die Stadt zur Jagd auf sie geblasen. In China war das Zurschaustellen freier Bauchnabel schon immer den Männern überlassen. An heißen Sommertagen sitzen sie mit bis unter die Achselhöhlen hochgerollten Hemden und entblößtem Oberkörper vor ihrer Hütte. Gerne klatschen sie sich dabei mit der einen Hand auf den stolzen Bauch und fächeln ihm mit der anderen Hand Kühlung zu. Das tun sie schon seit dem Anbeginn der Hutong, seit der Mongolenherrschaft vor 800 Jahren also, mindestens. Irgendwann fanden ein paar Kader, die nackten Wampfen passen nicht zu einem „zivilisierten Peking“ und schon gar nicht zu einem China, das sich anschiekte, Weltmacht zu werden. Also schwärmten sie aus in die Gassen, und zwangen den erschrockenen Bäuchen T-Shirts über, auf denen tatsächlich stand: „Ein zivilisiertes Peking fängt bei mir an“.

Von den T-Shirts findet sich heute keine Spur mehr. Dafür blanke Bäuche, wohin man schaut. Ziviler Ungehorsam vom Feinsten. Noch besser: stilbildend. In diesem Sommer begegnete ich zum ersten Mal jungen Ausländern, Typ pferdeschwanztragender Rucksacktourist, die es den Gassenbewohnern gleichtaten: Schlappen an, lässig auf den Asphalt getrotzt. T-Shirt unter die Achselhöhle gekrempt und den an geheimnis Magnetfeldern ausgerichteten Bauchhaartepich stolz dem Betrachter entgegengereckt.



So sehen chinesische Freiluftkinoessels aus: Auf Stühlen wie diesen sitzen die Alten tagaus, tagein und schauen sich an, was der Tag so bringt. Trinken Tee dazu, tauschen den neuesten Tratsch aus, den sie bei der Friseurin aufgeschnappt haben und freuen sich darüber, dass ihre Gegend dermaßen auf den Hund gekommen ist.



Werden im Winter gern mit gefütterten Pyjamas kombiniert: die Gassenschlappen.

## Bao

Die Tücken der Zeichen-Sprache

Die goldlackierte Toilettenschlüssel, die Rolex, die demonstrativ aus dem Hemdärmel lugt – die Chinesen war nicht immer so protzig. Die Kunst der Andeutung, der Reiz, der sich daraus ergibt, wenn sich das Ziel hinter einer dicht bewachsenen Biegung, das Werk hinter einem nur Schein verratenden Vorhang versteckt – vielleicht nur die Japaner verstanden sich früher darauf so gut wie die Chinesen. Chinesische Gärten sind dafür ein Beispiel. Die alte chinesische Architektur. Die unscheinbare Gasse, die mit einem Mal in einem Durchlass den Blick freigibt auf ein mächtiges, von Löwen bewachtes Holztor. Die Überraschung, die sich hinter dem Tor aufuft.

In den Hutong kannst du dich verirren, ich musste das soeben lernen, als ich den Weihnachtsmann gegen sollte für die Kinder eines Freundes. Eine quälend lange Viertelstunde stapfte ich ohne Plan und Ziel, dafür mit roter Zipfelmütze, weißem Rauschebart und Jutesack durch den Gassenwirrwarr, ein leuchtend rotes Knallbonbon mitten in Peking, vorbei an Chinesen, vor denen ich mich peinlich berührt wegzudücken suchte, von denen mich jedoch die eine Hälfte nicht weiter beachtete und die andere mir ungerührt. „Frohe Weihnachten!“ wünschte (Als ich schließlich die Tür fand und erleichtert dachte, die größte Pein hinter mir zu haben, da sprang mir die vierjährige Vroni ins Gesicht und kreischte: „Ich weiß, dass du gar nicht echt bist!“).

Auch in unserer Gasse ist nicht alles so, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint. Man sieht keifende Großmütter, mehlestäubte Nudelmacher und Wäscheleinen von Baum zu Baum. Wenn man jedoch ein wenig nachbohrt, dann stößt man auf Leoparden und Kaiser, auf wilde Ausschweifung und blinde Zerstörung. Er ist ein scheues Tier, dieser Leopard, er hat sich sogar aus dem Namen gestohlen. Baofang Hutong heißt unser Hutong heute, und Baofang Hutong hieß er schon früher. So wie das heute auf dem Straßenschild steht, kann man das ganz harmlos übersetzen als „Verlagshausgasse“. Bloß: Das Bao in dem Namen, das hat jemand ausgetauscht, vor ein paar Hundert Jahren schon. Wo heute nämlich das Bao für Zeitung steht, stand früher ein ganz anderes Schriftzeichen: Die Gasse war einst benannt nach dem Leopard, den das Chinesische ebenfalls Bao ausspricht. Kein Druck- oder Verlagshaus stand hier, sondern ein Leopardenhau. Das berühmte Leopardenhau des Ming-Kaisers Zhengde. Ein junger Kaiser war das, der 1507 hierher floh, weg aus der nahen Verbotenen Stadt und ihrem erdrückenden Zeremoniell, der sich hier mit Konkubinen und Eunuchen vergnügte, mit Kriegern und Banditen. Und mit Tigern und Leoparden, die er im angrenzenden Garten hielt und von denen ihn einer schließlich böse verunstaltete. Vom Leopardenhau gibt es keine Spur mehr. Und Leoparden hab ich bislang nur einen entdeckt, er hat sich verkleidet als unsere Friseurin. Vielleicht ist es aber auch anders herum. Jedenfalls trägt die Friseurin ein Leopardengewand, von der Verunstaltung meinerseits sah sie bei unserer ersten Begegnung ab.

## Regen

Chinesische Handwerker arbeiten zwar schnell, achten beim Reparieren aber sehr darauf, dass man sie bald wieder braucht

Wieso regnet es eigentlich andauernd in Peking? Ich hatte die Stadt als Wüstenkapitale in Erinnerung.

Flüsse, Seen, das Meer, all dies hätte den Chinesen als Standort für ihre Hauptstadt zur Verfügung gestanden, und doch entschieden sie sich – wohl einzig unter den Völkern der Welt – für einen Außenposten der Wüste. Peking schmeckt nach Gobi. Die paar Blätter und Gräser, die es hier gibt, müssen mühsam gepöppelt werden. Wenn es in meiner Erinnerung hier regnete, dann Sand und Staub. Eine Wolke am Himmel zu entdecken, war früher ein Ereignis, sentimental bestaunten wir das seltene Geschöpf, oft genug erklärten die

hauptberuflichen Regenmacher von der Volksbefreiungsarmee am Tag danach, die Wolke hätten sie selbst in den Himmel geschossen. Als 2001 die Inspekture des IOK anreisten, um Pekings Eignung als Austragungsort der Olympischen Spiele zu testen, da schickten die Stadtväter tags zuvor Wanderarbeiter mit Sprayflaschen los, die die grünen Halme an den Straßenrändern grün anzudecken hatten, der einzige Weg, ihr Versprechen von „Green Beijing, green Olympics“ einzulösen.

Jetzt aber ist alles anders. Seit unserer Ankunft überrascht uns ein großer Regen nach dem anderen. Eigentlich schön für die durstige Stadt. Wäre sie nicht von Leuten gebaut worden, die nie mit Re-

gen gerechnet hätten. Und so ertranken bei einem einzigen großen Regenfall im Juli mehr als 70 Leute. In Peking. In der Regel kann man die Hauptstraßen hier nach einer Stunde starken Regens für die Binnenschifffahrt freigeben. Zudem lecken die Dächer. Überall. Bei uns direkt ins Schlafzimmer hinein. Gott sei Dank ist in China Hilfe nie weit.

Wenn es einem in unserer Gasse ins Bett tropft, dann kriecht er aus den Federn, schlüpft in die Schlappen und spaziert vor zur Hauptstraße. Überall stehen Motorroller, deren zerstübbelte Fahrer mit handgeschriebenen Pappschildern Werbung machen für „Wasserabdichtung“. Man schnappt sich einen der Männer, der klettert flink

hoch aufs Dach, rührt, spachtelt, brennt und pappt, klettert flink wieder herunter und verkündet: „Das Leck sei nun ‚dicht‘“. Was oft stimmt.

Dafür tut sich beim nächsten Regen ein neues Leck auf, nahe der alten Stelle. Ich behaupte nicht, der Handwerker habe beim Abdichten des einen Lochs nebenbei das neue in die Dachpappe gehackt. Ich stelle nur fest, dass der Wille zum Service hier eine unverbrüchliche Koexistenz eingeht mit der Mentalität des „chabuduo“ (Passt schon). Irgendwie achtet die Handwerkszunft darauf, dass ihr die Arbeit nicht ausgeht. Womit man sich spätestens dann gut arrangieren kann, wenn die Lecks neben das Bett gewandert sind.



Do it yourself: Der Masseur hat ein Kopiergerät. Der Wirt vom Ende der Gasse klempert nebenbei. Und dieser Fahrradrepauratur wirbt damit, dass er auch Schlüssel nachmacht.

Das Publikum nimmt Platz, das tägliche Schauspiel kann beginnen: Der Scherenschleifer auf seinem staubigen Fahrrad, dessen Eisen gegeneinanderschlagen. Der junge Modepuck mit dem auberginefarbenen Irakesen auf dem Kopf, auf dem Weg zur Arbeit in dem schicken Schönheitssalon um die Ecke. Die Dame auf den hochhackigen Schuhen, die ihren Mops ausführt, sie selbst – im Pyjama und mit den Lockenwicklern auf dem Kopf – noch nicht völlig angekommen im Tag, der Mops jedoch hellwach und bald wild jaulend und kläffend in einen kleinen Pekinesen vermissen. Das Publikum genießt und kommentiert. „Was willst du im Wolkenkratzer mit Heizung und Klimaanlage?“, hatte unser Freund Peng gesagt. „Da hättest ihr auch zu Hause bleiben – oder auf den Mars ziehen können.“

Aus Zeit und Raum gefallen ist dieses Gassenpeking. Und es ist dem Tod geweiht: Die Gier stellt ihm nach, Bürokraten und Spekulanten fressen sich voran, das Monstrum, das sich Neues Peking nennt, will nicht die kleinsten Krümel seines Vorgängers übrig lassen. Gerade haben sie den Abriss des Viertels beim Trommelturn verkindet. Eines der letzten Viertel, das die Stadt an ihre 800 Jahre Geschichte erinnert. Ein ausgleichliches Juwel – das aber keine Rendite abwirft. Schon in wenigen Wochen sollen die Bagger anrücken. „Um die ursprüngliche Schönheit des Viertels wiederherzustellen“, wie sich die amtliche Nachrichtagentur Xinhua nicht schämt zu verkünden. Eine weitere Shoppingmeile soll dort entstehen, Luxusuhren, Pelze.

Wie viel Zeit bleibt uns mit der Stadt, die wir einmal kannten? Egal. Wir sind hier, jetzt, heute. Sitzen auf kleinen Hockern in unserem Hof, bestaunen den schlanken Betonkasten, den sich der Nachbar in einer Nacht- und Nebelaktion hochgezogen hat. Unser Vermieter war stinksauer. Jetzt überragt der Betonspargel all die einstöckigen ziegelgedeckten Hofhäuser ringsherum. Kleine Kürbisse ranken sich um den Stahlaubau auf dem Dach, ein schwarzer BH schaukelt sanft im Wind. Freund Peng hebt sein Bier und zeigt auf den Kasten. „Wundervoll“, schwärmt er, ganz ohne Ironie. „Kunst ist das, eine Installation: das Peking von heute.“ Ein alter Mann taucht auf da oben, gießt die Kürbisse, eine Frau winkt herunter. „Ha. Noch besser“, sagt Peng, Maler und Urpeker: „Performancekunst“. Eigentlich: Pekingoper.

## Gas

Ein Leck im Haus

Der Gasmann tauchte bei uns im Haus auf, keine Stunde nachdem wir ihn gerufen hatten, im Gepäck eine Propangasflasche, fast so groß wie er selbst (na gut, so groß war er gar nicht). „Wo soll die hin?“ Wir deuteten auf die Küche. Er wuchtete die alte Flasche aus dem Kasten neben der Spüle und schloss die neue an. Da wir‘ noch was, sagte ich: Irgendwo muss es ein Leck geben. In der Wohnung stinkt es nach Gas. Der Gasmann schnüffelte. „Stimmt!“, sagte er. „Gas“. Dann wollte er gehen. Ah, sagte ich, Moment! Ob er vielleicht mal nachschauen könne? Es roch wirklich sehr stark. Er hielt inne. „Na gut.“ Er machte kehrt, kniete vor der Gasflasche nieder und fumelte an Schlauch und Regler herum. Dann entdeckte er die Schachtel Streichhölzer auf dem Küchentisch. „Aah!“, sagte er und schnappte sich ein Streichholz. Keine Ahnung, warum ich in dem Moment stehen blieb. Ich weiß noch, dass ich dachte: Soll ich weglaufen? In Deckung hechten? Eine seltsame Mischung aus Trägheit und Faszination hielt mich davon ab. Ich war neugierig: Was jetzt wohl passiert?

Er zündete das Streichholz an, steckte die Hand mit dem Streichholz in den Schrank mit der Gasflasche und führte das brennende Hölzchen den Schlauch entlang bis an den Zapfen der Gasflasche. Ich hielt den Atem an. Nichts. Es passierte nichts. Wir lebten noch. Der Gasmann war sichtlich zufrieden. Er blies das Streichholz aus. „Also an meiner Flasche liegt’s nicht. Die ist dicht.“ Das Leck müsse irgendwo anders sein. Er kratzte sich am Hinterkopf, jetzt wollte er es wissen. „Darf ich?“ Er begann, den Herd auseinanderzuschrauben. Ich packte Frau und Kinder, wir verzogen uns in den Nudelladen vor dem Haus. Einmal lief der Gasmann an uns vorbei, verschwand in einem Kramerladen und kehrte mit einer Handvoll Schlauch zurück. Wir saßen an einem Tisch vor dem Lokal, nach ungefähr einer halben Stunde hörten wir einen lauten Knall. „Eine Kanone“, sagte unser sechsjähriger Sohn sichtlich bestürzdet. „Ein Pirat“, sagte der Vierjährige. „Dah!“, juchzte die kleine Schwester. Kleine Schwester sagt immer „Da!“, sie ist ein Jahr alt.

In dem Moment kam unsere Putzfrau angefallen. „Aiya“, rief sie, schlug die Hände zusammen und deutete in Richtung unseres Hauses. „Aiya, gefährlich!“ Im Film hätte sie schwarze Rußflecken auf den Wangen gehabt und die Haare wären ihr in alle Richtungen abgestanden. Sie hatte aber keine Rußflecken, und das Einzige, was gen Himmel stand, war wie immer die Locke über ihrer linken Augenbraue. Wir blieben noch sitzen, nachdem wir längst aufgegessen hatten. Irgendwann rief Kleiner Scherenschleifer auf dem Kopf. Der Gasmann schlenderte um die Ecke. „Alles erledigt“, rief er. „Schläuche gewechselt, Dichtung gewechselt, Boiler repariert. Jetzt passt’s.“ Wir gingen zurück, das Haus stand noch, nichts roch mehr. Jetzt passt’s.



„Was willst du im Wolkenkratzer? Da kannst du auch auf dem Mars wohnen.“